

Pluralisierung der Lebensformen: Fakt oder Fiktion?

Schneider, Norbert F.

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schneider, N. F. (2001). Pluralisierung der Lebensformen: Fakt oder Fiktion? *Zeitschrift für Familienforschung*, 13(2), 85-90. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291014>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

Norbert F. Schneider

Pluralisierung der Lebensformen – Fakt oder Fiktion?

In den letzten Jahren ist in der soziologischen Diskussion über den Wandel von Familie und privater Lebensführung in Deutschland eine Debatte darüber entbrannt, ob die Veränderungen im Sinne einer „Pluralisierung der Lebensformen und der Lebensverläufe“ zu interpretieren sind oder nicht. Wenn man die Beiträge insgesamt betrachtet, lassen sich drei unterschiedliche Positionen ausmachen. Einige Autoren gehen ganz selbstverständlich davon aus, dass „seit Mitte der 60er Jahre ... in der Bundesrepublik Deutschland und in der ehemaligen DDR eine zunehmende Pluralisierung und Individualisierung der Lebensformen ...“ zu beobachten ist (Peuckert, 1999, S. 19). Diese Position, die sich vor allem im Zusammenhang mit der These der gesellschaftlichen Individualisierung (Beck, 1986; Beck-Gernsheim, 1994) etabliert hat, hat sich im öffentlichen Diskurs weitgehend durchgesetzt. Zum Beleg drei Beispiele aus den Internetseiten der CDU, der PDS und des SPD geführten nordrhein-westfälischen Familienministeriums vom 14. Mai 2001: „Die Individualisierung des Lebenslaufs führt ... zwangsläufig ... zu einer Pluralisierung der Lebensformen“ (www.cdu.de). „Die Zeit der Ehe und Kleinfamilie als der einen, dominierend gelebten Familienform ist vorbei. Zu beobachten ist eine Pluralisierung der Lebensformen“ (www.bundestag.de). „Der Lebensalltag der Familien wird zunehmend von der Individualisierung der Lebenslagen und der Pluralisierung der Lebensformen bestimmt“ (www.mfjfg.nrw.de).

Unter Hinweis auf die ungenügende Gegenstandsbestimmung und Begriffsreflexion sowie auf die fehlende empirische Basis sind in jüngster Zeit einige Familiensoziologen und -soziologinnen der Pluralisierungsthese vehement entgegengetreten. Eine empirische Basis herzustellen ist das Anliegen einer Reihe neuerer Arbeiten. Fast einhellig kommen die Autoren dieser Arbeiten, z.B. Wagner und Franzmann (2000), zu der Schlussfolgerung, dass „im Vergleich der Jahre 1972 und 1996 von einer nennenswerten Pluralisierung nicht gesprochen werden kann“ (S. 151). Auch Klein (1999) gelangt zum gleichen Ergebnis, wenn er zum Wandel der partnerschaftlichen Lebensformen feststellt: „... dabei zeigen sich keinerlei revolutionierende Umwälzungen ... Vielmehr ist eine ... erstaunlich(e) ... Konstanz festzustellen“ (S. 469). Nave-Herz (1997) spricht im Zusammenhang mit der Pluralisierungsthese sogar von einem „Konstrukt der Wissenschaft ... , das sich nicht zur Beschreibung der sozialen Realität“ eignet (S. 48f).

Eine dritte Position wird u.a. von Schneider (1994), Diewald und Wehner (1995), Lüscher (1997) und Lauterbach (1999) vertreten. Sie sprechen von einer

„Pluralität in Grenzen“ und betonen damit, dass der gesellschaftliche Strukturwandel zwar zu einer erkennbaren Zunahme von Handlungsoptionen, aber nicht zu einem „anything goes“ der privaten Lebensführung geführt hat. Weiter, so wird argumentiert, hat die Vielfalt der Lebensformen nur in der Altersgruppe der 20-35-jährigen erkennbar zugenommen. Eine Pluralisierung findet zudem nur bei nicht-familialen Lebensformen statt, während bei familialen Lebensformen eher eine gegenläufige Entwicklung im Sinne einer zunehmenden Homogenisierung aufgrund des weitgehenden Verschwindens erweiterter Familienhaushalte zu beobachten ist.

In diesem Kontext stellen sich zwei Fragen, die im Weiteren diskutiert werden sollen: Wie kommen die unterschiedlichen Interpretationen zustande? Wie ist der Wandel von Familie und privater Lebensführung zutreffend zu deuten?

Wer sich zur Frage „Pluralisierung der privaten Lebensformen?“ äußert, sagt etwas aus über Richtung, Ausmaß und Geschwindigkeit sozialen Wandels. Dies kann wissenschaftlich weiterführend nur erfolgen, wenn deutlich gemacht wird:

- welche Zeitpunkte miteinander verglichen werden;
- auf welchen Merkmale bzw. Indikatoren der Vergleich beruht;
- auf welchen Gegenstand sich der Vergleich bezieht, d.h. welcher Begriff von Familie zugrunde liegt und über welche Lebensformen gesprochen wird und
- nach welchen Kriterien das festgestellte Ausmaß von Veränderungen als bedeutend oder unbedeutend bewertet wird.

Bei einer Betrachtung der Debatte ist festzustellen, dass sich viele Autoren zu diesen Punkten nicht äußern. Damit bleiben die Aussagen weitgehend beliebig, nicht nachprüfbar und sind nicht miteinander in Beziehung zu setzen. Wissenschaftlicher Fortschritt ist so nur bedingt erreichbar. Zwar wird in einigen neueren Beiträgen das Bemühen erkennbar, Vergleichszeitpunkte, Begrifflichkeit und Indikatoren zu benennen, kritisch reflektiert wird darüber zumeist aber nicht. So ist die Wahl der Indikatoren häufig durch Plausibilitätsüberlegungen und Restriktionen des Datensatzes bestimmt. Statt sachbezogener Diskussion der Fragen: „Welche Indikatoren sind geeignet, Lebensformen zutreffend zu charakterisieren?“ und „Was begründet einen Unterschied, d.h. anhand welcher Kriterien sind Lebensformen als gleich oder ungleich zu qualifizieren?“ dominieren Beliebigkeit und Subjektivität die Begriffsbestimmung und die Wahl der Indikatoren.

Zwei Beispiele: Klein unterbreitet den Vorschlag „Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften ... als gleichwertig (zu betrachten) – was nicht nur im allgemeinen Bewusstsein, sondern auch in der sozialpolitischen Diskussion zunehmend der Fall ist“ (1999, 486). Die Überlegung, den Familienstand als Kriterium zur Differenzierung von Lebensformen aufzugeben, ist prinzipiell diskussionsfähig. Problematisch ist es aber, diesen Vorschlag im Rahmen einer empirischen Analyse zu unterbreiten, die zur Differenzierung von Lebensformen den Familienstand als eine zentrale Variable verwendet und zu dem Ergebnis gelangt, dass ein Großteil der festgestellten Veränderungen in einer Zunahme nichtehelicher Lebensgemeinschaften zu Lasten von Ehen gründet. Wenn Lebensformen bei der empirischen Analyse als different und bei der Interpretation als nicht different betrachtet wer-

den, ist es nicht überraschend, dass festgestellt wird, es hätte sich in den letzten 20 Jahren „überhaupt nichts verändert“ (ebd.). Gegen solche Vorgehensweisen richtet sich die individualisierungstheoretische Kritik, die Familiensoziologie immunisiere sich gegen die Pluralisierungsthese durch entsprechend variable Begriffswahl.

Ebenfalls problematisch ist der Versuch, Pluralität mit sehr holzschnittartigen Indikatoren zu messen. Wer, wie etwa Wagner und Franzmann, Lebensformen im Wesentlichen nur nach der Zahl der im Haushalt lebenden Generationen und nach dem Familienstand differenziert, wird „qualitative Varianz“ in ausreichendem Umfang gar nicht feststellen können. Zudem ist es nicht angemessen nur Indikatoren zu verwenden, die die äußeren Strukturmerkmale von Lebensformen abbilden. Bereits Macklin (1986) hat zu Recht darauf hingewiesen, dass es gegenwärtig mehr Variation innerhalb strukturgleicher Lebensformen gibt als Variationen von Strukturformen.

In diesem Sinne ist es m. E. wenig zielführend nach immer gröberen, empirisch aber leicht zu handhabenden Indikatoren zu suchen. Richtungsweisend ist daher nicht die Frage, ob Ehen und nichteheliche Lebensgemeinschaften als indifferent zu betrachten sind, vielmehr wäre zu diskutieren, ob äußerlich gleiche Lebensformen mehr als bisher anhand ihrer Binnenstruktur und anderer Merkmale qualitativ zu differenzieren sind (Schneider, Rosenkranz & Limmer, 1998). Hier stellt sich z.B. die Frage, ob die eheliche Lebensgemeinschaft eines Mannes und einer Frau, die mit ihren Kindern in einem Haushalt leben, qualitativ unterschiedlich zu bewerten sind, wenn die Frau im Sinne einer egalitären Rollengestaltung voll berufstätig ist oder – dem bürgerlichen Modell entsprechend – dauerhaft auf Erwerbsarbeit verzichtet. Oder, um noch ein anderes Beispiel zu geben, wäre es zu klären, ob voreheliche und nacheheliche nichteheliche Lebensgemeinschaften in die gleiche Kategorie gehören oder qualitativ als zwei unterschiedliche Lebensformen zu bewerten sind.

Der Pluralisierungsdebatte fehlt es an einem systematischen, theoretisch fundierten Indikatorensystem. Dazu sind verfeinerte und differenzierte Indikatoren zu entwickeln. Die Merkmale Familienstand, Generationenzahl und Haushaltszusammensetzung reichen zur Differenzierung nicht aus, da Pluralisierungsprozesse auf ganz unterschiedlichen Merkmalebenen von Lebensformen stattfinden können (ähnlich argumentiert auch Bertram 1997, 377). Bei der Entwicklung eines Indikatorensystems sind m. E. drei Ebenen besonders zu berücksichtigen:

- *Die Morphologie von Lebensformen:* Bei den *äußeren Strukturmerkmalen* handelt es sich vornehmlich um die üblicherweise verwendeten Merkmale Familienstand, Kinderzahl, Größe und Zusammensetzung des Haushalts sowie um die Verwandtschaftsverhältnisse der Haushaltsmitglieder. Ebenfalls bedeutsam sind auf dieser Dimension das Alter der Kinder und der Erwachsenen sowie die Berücksichtigung haushaltsübergreifender Beziehungsstrukturen, insbesondere ob außerhalb des Haushalts ein Partner oder Kinder leben.
- *Die Binnenstruktur von Lebensformen:* Als wesentliche Merkmale erscheinen die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, der Altersabstand der Partner, der Generationenabstand, Bildungsunterschiede und die ethnische Zugehörigkeit der Partner.

- Die *subjektive Bewertung der Lebensform*: Lebensformen sind stark durch die Motive ihrer Aufrechterhaltung und durch die Umstände ihrer Entstehung gekennzeichnet. Ob Ein-Personen-Haushalte infolge von Verwitwung oder im Zusammenhang mit dem bewusst gewählten Lebensstil des Singles entstehen, qualifiziert sie möglicherweise als unterschiedliche Lebensformen.

Evident ist, dass in empirischen Analysen die Zahl der einbeziehenden Indikatoren begrenzt ist. Je nach Fragestellung ist eine begründete Auswahl an Indikatoren vorzunehmen.

Aufgrund des Forschungsstandes ist davon auszugehen, dass nur eine vergleichsweise geringe Zahl an Lebensformen quantitativ bedeutsam ist. Höhn und Dorbritz (1995) gelangen in ihrer Analyse, bei einer Differenzierung der Lebensformen nach vier Merkmalen (Familienstand, Erwerbsbeteiligung, Kinder im Haushalt und Geschlecht im Falle nicht partnerschaftlicher Lebensformen), zu 32 verschiedenen Lebensformen, wobei in den acht häufigsten 89% der Befragten leben. In diesem Zusammenhang ist zu vermerken, dass Pluralität durch zwei Faktoren bestimmt ist: Durch die Anzahl der als verschiedenartig qualifizierten Lebensformen, wobei allgemein von einer positiven Beziehung auszugehen ist – je größer die Anzahl, desto größer die Vielfalt; Pluralität ist zudem durch die jeweilige Häufigkeit der verschiedenen Lebensformen beeinflusst. Der Zusammenhang zwischen Pluralität und Verteilungshäufigkeit besteht in folgender Form: Bei einer gegebenen Zahl von unterschiedlichen Lebensformen ist die Pluralität hoch, wenn diese annähernd gleich häufig vorkommen; die Pluralität ist gering, wenn eine Lebensform sehr weit, die übrigen nur wenig verbreitet sind.

Bei einer Betrachtung der Entwicklung der letzten Jahrzehnte in Deutschland ist festzustellen, dass die Zahl „neuer“, zusätzlich zu beobachtender Lebensformen zugenommen hat. Das gilt weniger für das Auftreten neuartiger Strukturformen, hier sind nur gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften zu nennen, evtl. noch die Lebensform des „living-apart-together“. Weitere neuartige Strukturformen haben sich in den letzten 40 Jahren nicht etabliert. Von größerer Bedeutung ist, dass die Variationsbreite innerhalb gleicher Strukturformen zugenommen hat. Wichtiger für den Prozess der Pluralisierung ist aber, dass sich die Verteilung der Bevölkerung über die vorhandenen Lebensformen verändert hat. Während die einst stark dominierende bürgerliche Kernfamilie quantitativ an Bedeutung verloren hat, sind insbesondere nichteheliche Lebensgemeinschaften, Alleinerziehende und Ein-Personen-Haushalte heute deutlich weiter verbreitet.

Pluralisierung der Lebensformen – Fakt oder Fiktion? Die Antwort auf die Frage ist abhängig von den Vergleichszeitpunkten und den gewählten Indikatoren. Eine abschließende Antwort ist beim derzeitigen Forschungsstand nicht zu geben. Gegenwärtig am plausibelsten scheint m. E. zu sein, die Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als „Pluralisierung in Grenzen“ zu interpretieren. Die heutige Vielfalt an Lebensformen ist sozialhistorisch gesehen jedoch nicht neuartig, sondern als „Rückkehr zur Normalität der Vielfalt“ der privaten Lebensführung zu interpretieren.

„Pluralisierung in Grenzen“, wie ist diese Entwicklung modernisierungstheoretisch zu deuten? Entgegen der individualisierungstheoretischen Interpretation kann nicht als gesichert gelten, dass hauptsächlich die Zunahme individueller Handlungsoptionen für eine größere Vielfalt an Lebensformen und für eine gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung über die verschiedenen Lebensformen ausschlaggebend ist. Pluralität kann ebenso gut infolge neuer gesellschaftlicher Zwänge und Restriktionen und komplexer gewordener Strukturen entstehen (vgl. dazu Diewald & Wehner, 1995; Strohmeier & Schulze, 1995). In einer Zeit, in der es keine tauglichen Modelle für die Erfordernisse des Berufs- und Privatlebens gibt, werden zwangsläufig neue Modelle erprobt. Vielfalt ist dann Ergebnis von Freiheit und von Kontingenz und Folge von erhöhten individuellen Ansprüchen und von gestiegenen strukturellen Erfordernissen.

Literatur

- Beck, U. (1986). Risikogesellschaft. Frankfurt: Campus.
- Beck-Gernsheim, E. (1994). Auf dem Weg in die postfamiliale Familie. Von der Notgemeinschaft zur Wahlverwandtschaft. Aus Politik und Zeitgeschichte, 29-30, 3-14.
- Bertram, H. (1997). Die Familie: Solidarität oder Individualität? In: L.A. Vaskovics (Hrsg.). Familienleitbilder und Familienrealitäten (S. 370-381). Opladen: Leske + Budrich.
- Diewald, M. & Wehner, S. (1995). Verbreitung und Wechsel von Lebensformen im jüngeren Erwachsenenalter 1984 bis 1993. In: W. Zapf, J. Schupp & R. Habich (Hrsg.). Lebenslagen im Wandel (S. 125-146). Frankfurt: Campus.
- Höhn, C. & Dorbritz, J. (1995). Zwischen Individualisierung und Institutionalisierung – Familiendemographische Trends im vereinten Deutschland. In: B. Nauck & C. Onnen-Isenmann (Hrsg.). Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung (S. 149-174). Neuwied: Luchterhand.
- Klein, T. (1999). Pluralisierung versus Umstrukturierung am Beispiel partnerschaftlicher Lebensformen. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 51, 3, 469-490.
- Lauterbach, W. (1999). Familie und private Lebensformen. In: W. Glatzer & I. Ostner (Hrsg.). Deutschland im Wandel (S. 239-254). Opladen: Leske + Budrich.
- Lüscher, K. (1997). Demographische Annäherungen an die „Pluralität familialer Lebensformen“. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 22, 2/3, 269-309.
- Macklin, E.D. (1986). Nontraditional family forms. In: M.B. Sussman & S.K. Steinmetz (Hrsg.). Handbook of marriage and the family (S. 317-353). New York: Plenum Press.
- Nave-Herz, R. (1997). Pluralisierung familialer Lebensformen – ein Konstrukt der Wissenschaft? In: L.A. Vaskovics (Hrsg.). Familienleitbilder und Familienrealitäten (S. 36-49). Opladen: Leske + Budrich.
- Peuckert, R. (1999). Familienformen im sozialen Wandel. 3. Auflage, Opladen: Leske + Budrich.
- Schneider, N.F. (1994). Familie und private Lebensführung in West- und Ostdeutschland. Stuttgart: Enke.
- Schneider, N.F., Rosenkranz, D. & Limmer, R. (1998). Nichtkonventionelle Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich.
- Strohmeier, K.P. & Schulze, H.J. (1995). Die Familienentwicklung der achtziger Jahre in Ost- und Westdeutschland im europäischen Kontext. In: B. Nauck, N.F. Schneider & A. Tölke (Hrsg.). Familie und Lebensverlauf im gesellschaftlichen Umbruch (S. 26-38). Stuttgart: Enke.

Wagner, M. & Franzmann, G. (2000). Die Pluralisierung der Lebensformen. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 25, 1, 151-173.

Sonstige Quellen:

<http://www.cdu.de/politik-a-z/jugend>

<http://www.mfjfg.de/aufgaben/familie>

http://www.bundestag/blickpunkt/arch_onl/schenh.html.de

Anschrift des Autors:

Prof. Dr. Norbert F. Schneider
Johannes Gutenberg-Universität Mainz
Institut für Soziologie
55099 Mainz